

## Die Emotionalisierung der Stadt

*Frank Eckardt*

Städte sind zu beliebten Orten geworden. In den letzten Jahren wollen wieder mehr Menschen in Städten wohnen und der Städtetourismus ist auch in Deutschland zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor avanciert. Nachdem in den neunziger Jahren vor allem die Diskussion um die Sicherheit der Innenstädte ein wichtiges Thema in der öffentlichen Wahrnehmung gewesen ist, konkurrieren nun Groß- wie Klein- und Mittelstädte augenscheinlich um die Gunst von Besuchern und Bewohnern. Das Aufkommen von städtischen Marketing-Kampagnen, Leitbild-Entwicklungen und Investitionen in das allgemeine und vor allem auch städtebauliche Erscheinungsbild insbesondere der innerstädtischen Räume ruft Fragen nach dem gesellschaftlichen Ursprung dieser „Renaissance der Städte“ auf, wie sie in der Leipziger Erklärung der Europäischen Union benannt und teilweise auch beschworen wurde.

Städte waren immer schon Spiegelbilder für die Veränderungen in der Gesellschaft. Dies betrifft insbesondere die Logik von sozialen Ungleichheiten, die Frage der Integration von gesellschaftlichen Minderheiten, die Verbreitung von Toleranz und die konkret erfahrbare Freiheit des Einzelnen. Zugleich gilt aber auch, dass die Städte als gebaut-gelebte Räume die gesellschaftlichen Ordnungen überdauern können, für die sie ursprünglich eingerichtet wurden. Der städtische Raum als solcher ermöglicht daher immer nur bestimmte Formen der gesellschaftlichen Organisation. Die Stadt der großen Fabriken eröffnet andere Handlungs- und Begegnungsräume für den Einzelnen als dies für die traditionellen Residenz- und Verwaltungsstädte gilt, in denen es ein anderes Bedürfnis für Öffentlichkeit(en) gab. Heute ist über die Stadt im Zeitalter flexibler und hochgradig mobilisierter Arbeits- und Lebensverhältnisse wiederum neu nachzudenken.

Die Grundthese dieses Beitrages lautet, dass die erfreuliche Neuentdeckung der Stadt als Lebens-, Besuchs- und Arbeitsraum eine Möglichkeit darstellt, die Entwicklung Deutschlands als eine sich nachindustriell und post-familiär organisierende Gesellschaft zu untersuchen. Obwohl es hierzu, im begrenzten Maße, sozialstrukturelle Daten gibt, die Licht auf das Geschehen werfen können, wird man der Thematik aber nicht durch klassische Segregationsanalysen mit Bezug auf die deutschen Städte gerecht. Im Gegensatz zu den amerikanischen Reflektionen über dort, auch in statistischer Hinsicht, sehr augenfällige Entwicklungen

der sozialen Fragmentierung, benötigt eine vertiefende Analyse heutiger Stadtentwicklung eine politische Soziologie, die als Ausgangspunkt eine individualisierte Gesellschaft stellt, die nicht mehr über den Kitt des Arbeitslebens, der Nachbarschaft oder anderer intermediärer Institutionen an die Stadt gebunden werden, sondern durch eine individuell zu vollziehende Emotionalisierung des Stadtraums. Die Transformation der Städte vollzieht eine solche emotionale Anbindung durch eine Lebensstilorientierung und wird gleichzeitig durch die Suche der Individuen nach Orten der kognitiv-emotionalen Wiedererkennung angefeuert. Stadtpolitik bedeutet deshalb heute, dass institutionelles Handeln von Lokalpolitik und Stadtverwaltung, von internen und externen Akteuren danach untersucht werden muss, in welcher Weise die Emotionalisierung als eine Logik der Exklusion zu verstehen ist, die bestimmte emotionale Bedürfnisse repräsentieren kann und andere unberücksichtigt lässt. Im Rahmen dieses Beitrags kann nur eine skizzenhaft-illustrative Darstellung dieses Erklärungsansatzes der aktuellen Stadtentwicklung präsentiert werden, bei der zunächst eine Neulektüre vorhandener Theorieangebote in der Stadtsoziologie hinsichtlich der Frage der emotionalen Integration des Einzelnen in der Stadt vorgenommen werden soll, bevor heutige Diskursangebote aus den USA für die Analyse deutscher Städte übersetzt werden sollen. Am Beispiel Hamburgs kann schließlich angedeutet werden, in welcher Weise sich ‚Emotionalisierung‘ als Erklärungsansatz für die hiesigen Stadtgesellschaften anbietet. Dies geht nicht, ohne zuvor eine annähernde Klärung der möglichen Beziehungen zwischen den Begriffen des Städtischen und des Emotionalen darzulegen.

## 1 Die Stadt der Gefühle

Seit dem Entstehen der modernen Großstadt ist die Soziologie mit der Frage beschäftigt, in welcher Weise diese das Individuum prägt. Dabei ist der emotionalen Seite dieses Prozesses insgesamt nur wenig Aufmerksamkeit zuteil geworden oder es wurde betont, wie etwa bei Georg Simmels berühmten Aufsatz „Die Großstädte und das Geistesleben“ (1995 [1903]), der schon im Titel die grundlegende Perspektive auf diese Frage zum Ausdruck bringt, dass es sich bei dem städtischen Leben in erster Linie um einen Prozess der Vergeistigung und des Intellektualisieren handelt. Als Ort der Geldwirtschaft, der Arbeitsteilung und gesellschaftlichen Ausdifferenzierung gerät der Einzelne in das Räderwerk der Gesellschaft, vor der er sich nur durch die Entwicklung einer Art zweiten Haut, durch emotionale Reserviertheit retten kann. Durch eine „Steigerung des Nervenlebens“ (ebd.: 116) entwickelt sich in der Stadt eine „Verstandesherrschaft“ (ebd.: 118), die sich auf dem Land wegen seiner emotionalen Gleichmäßigkeit

nicht ergeben kann. Simmels Ansatz lässt sich dementsprechend als durch die Grundthese geprägt verstehen, dass Städte eine emotionale Bedrohung darstellen und die Geschwindigkeit der Gefühlsänderungen ausschlaggebend ist. Diese Annahmen führen ihn zu weitgehenden Schlussfolgerungen hinsichtlich der Beschaffenheit der Stadtgesellschaft als solcher, in der es bei Misslingen der Ausbildung eines Emotionsschutzes zu Apathie oder Aggression kommt. Gefühle sind für ihn Reaktionen auf von außen angetragene Reizempfindungen, die unvermittelt wahrgenommen werden. Dies wird insbesondere mit Bezug auf seine Sichtweise der Segregation in der Stadt deutlich, die sie schon durch die Nase erschließe.

Simmels Beitrag zu einer sich entwickelnden Stadtsoziologie der Gefühle mag in Anbetracht der selektiven Sichtweise auf nur bestimmte Gefühle in der Stadt und durch seine Annahme der Intellektualität des Städters Wege der weiteren Erforschung des Gegenstandes erschweren, sie ermöglicht aber eine andere Sichtweise auf das Thema, als eine lediglich auf die emotionale Isolierung des Einzelnen verweisende marxistische Sichtweise seit Friedrich Engels Bericht über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ (1970 [1845]), wo in der emotionalen Isolierung die Ursache für den sozialen Krieg aller gegen alle in den Städten gesehen wird. Simmels grundlegende Idee, dass die Stadt ein Ort der Verstandesherrschaft ist, entspricht im Wesentlichen auch der allgemeinen Sichtweise Max Webers und seiner Annahme einer prinzipiellen Rationalisierung der modernen Gesellschaft. In Webers Text „Die Stadt“ (2000 [1921]) rekonstruiert er die Geschichte der Stadt als einen Prozess, der durch politisches Handeln entsteht und bei der es zu einem Zusammenschluss von Stadtbewohnern im Modus einer „Stadtbürgervergesellschaftung“ (ebd.: 20) kommt, die er sich als einen Willensakt vorstellt, bei der eine *conjuratio*, eine „Eidverbrüderung“ bzw. „schwurgemeinschaftliche Verbrüderung“ entsteht. Offensichtlich geht es dabei emotional um das Empfinden von gleichen Interessen, aber dazu lässt sich Weber nicht aus.

In der amerikanischen Stadtsoziologie ist die Wahrnehmung von Gefühlen von Beginn an weiter gefächert. William I. Thomas hat mit seinen Arbeiten über die Situation von ankommenden Migranten in Chicago hierzu methodisch einen anderen Ansatz entwickelt, der ihn induktiv zunächst zu der Beschreibung empirisch ermittelter Gefühlslagen gebracht hat, die er systematisch zu klassifizieren suchte. In seinem 1925 erschienen Buch „The Unadjusted Girl“ fasst er seine jahrzehntelange Forschung über das Schicksal einzelner junger Frauen vom Land in der für sie fremden Metropole Chicago zusammen: „Wir neigen nunmehr zu der Annahme, daß die fundamentalen Gefühlsreaktionen in drei allgemeine Arten unterteilt werden können: diejenigen, die mit der Furcht zusammenhängen; diejenigen, die mit der Wut zusammenhängen; diejenigen, die mit

jenem Gefühl zusammenhängen, das wir in Ermangelung eines besseren Ausdrucks als Freude oder Liebe bezeichnen können.“ (Thomas 1965 [1925]: 164). Angeschlossen an eine biologisch-neurologische Auffassung der menschlichen Gefühle, unterstreicht Thomas aber die soziale Natur der Gefühle und betrachtet das Entstehen von „Wünschen“ als das Interplay zwischen der menschlichen Kondition und dem gesellschaftlichen Umfeld. Er kategorisiert die Wünsche als Verlangen nach neuem Erleben, Sicherheit, Erwidern und Anerkennung. Das Verlangen nach Erwidern hält er für den sozialsten aller Wünsche (ebd.: 188f.).

Thomas hat mit seinem empirischen Zugang zur sozialen Wirklichkeit der Stadt und vor dem Hintergrund der damaligen wissenschaftlichen Diskurse des Amerikanischen Pragmatismus und der Psychologie ein grundlegendes Verständnis der Gefühlswelten in der Stadt formuliert, mit dem viele Arbeiten der so genannten Chicago School of Sociology (1895-1940; Hennig 2012) subalinea weitergearbeitet haben. Grundlegend geprägt wurden diese Arbeiten von einer Entwicklung der Stadt als Mosaik unterschiedlicher Lebenswelten an einem gemeinsamen Ort. Die Einbettung der individuellen Gefühle in das soziale Netz funktioniert nach dieser humanökologischen Interpretation der Stadt durch eine flexible Raumorganisation, in der einzelne städtische Welten dem Individuum seine Wünsche entwickeln lassen, die aber nebeneinander liegen, sich nicht penetrieren und dennoch passierbar sind und in das Leben emotional integriert werden müssen. Auch für Thomas und die Chicago School ist die Stadt deshalb von Unsicherheit geprägt, denn das Nebeneinander unterschiedlichster Lebenswelten ist nicht nur spannend, sondern in unterschiedlichen Formen von der bisherigen moralischen Ordnung abweichend und gefährlich. Die Nachbarschaft („naturalarea“) bietet in dieser Hinsicht einen sicheren Hafen für die Neuankömmlinge, in denen neben den überlebensnotwendigen Bedürfnissen vor allem auch die emotionalen Bedürfnisse aufgefangen werden.

## 2 Stadttheorie und Gefühle

Ähnlich wie in der allgemeinen Entwicklung der Soziologie (Scherke 2008) hat die Aufmerksamkeit für die emotionale Seite der Stadt in der Stadtsoziologie nach und nach abgenommen. Schon zum Ende der Chicago School setzten sich mehr und mehr „rationale“ Theorien durch, die mit einem verstärkt quantifizierbaren und nach den Wahlmöglichkeiten und Entscheidungen des Einzelnen fragenden Forschungsinteresse die noch von Thomas und anderen induktiv erarbeitete Beobachtung der Gefühlswelten der Stadtbewohner aus den Augen zu verlieren drohte. Bei Erving Goffman und in der so genannten zweiten Chicago School

(Gerhardt 2000) spielten Emotionen wiederum teilweise eine wichtige Rolle, jedoch ging der Bezug zum Thema Raum weitgehend verloren oder reduzierte sich auf den vermeintlich „öffentlichen“ Raum. Eine Einbindung in eine Theorie des Städtischen wurde nicht mehr angestrebt. Dies hat sicherlich auch mit der gleichzeitigen soziologischen Abkehr von dem Forschungsgegenstand „Stadt“ als solchem zu tun, der weitgehend nur noch als Beobachtungsbühne für allgemein gesellschaftliche Entwicklungen betrachtet wurde, in dem sich Themen wie soziale Ungleichheiten, Deprivation, Gewalt und andere klassische Probleme der Soziologie nur noch abbilden und der dementsprechend als Beweis für deduktive Theorieansätze gilt.

Die Erkundung der städtischen Wirklichkeiten als ein eigenständiger Forschungsauftrag in der Stadtsoziologie und das Grundverständnis der Stadt als Ursache – und nicht lediglich als Produkt von Gesellschaft – hat teilweise dazu geführt, dass die emotionale Seite der Stadt heute eher als ein esoterisches, subjektivistisches Thema anmutet. Aktuelle Theorien in der Stadtforschung nehmen zur Kenntnis, dass es offensichtlich heute anders gestaltete, wahrgenommene und erlebte städtische Räume gibt, die sich in einen Kontext von Post-Industrialisierung, Globalisierung und Flexibilisierung verstehen lassen, die aber kaum als die räumliche Organisation für die Entwicklung neuer Gesellschaftsformen verstanden werden (Beauregard 2008). Dominiert wird die Stadtsoziologie seit den neunziger Jahren durch Ansätze, in denen ein neues „Regime“ der kapitalistischen Kapitalakkumulation formuliert wird und das eine transformierte Gesellschaftsstruktur im Grunde nicht untersucht, sondern Städte lediglich als „innere Landnahme“ (Bischoff 2006: 77) des Neoliberalismus interessant findet.

Von einer kritischen Sichtweise aus wird die Entwicklung der Stadt in den letzten zwanzig Jahren in der international dominierenden „new urban sociology“ als eine analysiert, die mit der deduktiven Annahme etwa von sich verändernden Akkumulationsregimen, Machtdispositiven oder Logiken gesellschaftlicher Ungleichheiten und Exklusion die Stadt wiederum auf ihre rationalisierte Form reduziert und damit die „functionalbias“ (Tajbakhsh 2001: 74) in der Stadtsoziologie fortsetzt, die sich nicht mit der Herkunft des Städtischen, dem Hoffen auf einen Ort für die Verwirklichung der eigenen Wünsche, auseinandersetzt.

Der aktuelle Stand der Stadtforschung blockiert weitgehend eine Betrachtung des Zusammenspiels von individueller emotionaler Bezogenheit und Konstruktion von städtischen Räumen und dem prozesshaften Feedback der städtischen und gesellschaftlichen Emotionsstrukturen. Eine noch zu schreibende Stadtsoziologie der Emotionen müsste sich aus der Polarisierung zwischen einerseits „Top-Down-Ansätzen“, in denen Gefühle wie Wut, Trauer, Entfremdung und Verunsicherung lediglich als Auswirkungen der veränderten Gesellschaft gesehen werden und andererseits „lokalistischen“ Ansätzen (Kemper/Vogelpohl

2011), in denen eine übertriebene Autonomie des Subjekts und der Stadt erscheint und Interaktionen mit ortsungebundenen und abstrakten Formen der Gesellschaft nicht mehr ins Blickfeld geraten, befreien. Der städtische Raum als Forschungsgegenstand erfordert eine handlungs- und struktursoziologische Herangehensweise, wenn an ihm sowohl das Entstehen als auch die Ursachen, die Wirkung als auch die Entwicklung von individuellen und gemeinschaftlichen Gefühlen untersucht werden soll. Als weiteres Desiderat lässt sich eine agency- oder Institutionsperspektive (Nullmeier 2006: 95ff.) formulieren, in der es eine politologische Anschlussfähigkeit geben kann. Hierbei bietet sich die Orientierung auf die Gefühlsnormierungen an (Flam 2002). Die Stadt könnte etwa danach untersucht werden, welche Emotionen als legitim repräsentiert werden, wer diese Legitimationen produziert und ob es emotional unterschiedlich normierte Räume gibt.

### 3 Die authentische Stadt

Wie Nullmeier (2006) herausarbeitet, sind Gefühlswelten in zweierlei Hinsicht als politische Konstruktionen zu verstehen. Einerseits hinsichtlich ihrer Legitimation, wie sie mit der Frage nach der Normierung von Gefühlen durch vermittelnde, organisierende und regulierende Institutionen untersuchbar wird. Zum anderen geht es um die Authentizität der (er-)möglichten Gefühlsäußerungen. Stadtsoziologisch ist dies der interessantere Aspekt, der hier weiter verfolgt werden soll. Es ist auch der zweifelsohne schwierigere Part, da sich die Untersuchung der „Echtheit“ von Gefühlen als ein Unterfangen darstellt, dass nur indirekt und subtil erfolgen kann. Anzunehmen ist, dass eine strikte, rigide und einschränkende Gefühlsnormierung von städtischen Räumen weniger spontane und damit auch weniger authentische Gefühlsäußerungen zulässt.

Mit Bezug auf die prinzipielle Möglichkeit, seine Gefühle überhaupt in einer originären Weise zum Ausdruck zu bringen, lassen sich modernitätskritische Einwände formulieren, die sich über Walter Benjamins Diskurs des Aura-Verlusts durch massive Reproduktion von kreativen Produkten Einzelner, dem mit der Moderne einhergehenden Gefühl des Unbehagens (C. Taylor) und der Kritik an der „Unwirtlichkeit“ der modernen Großstadt (Mitscherlich, Jacobs, Böll) herleiten lassen. Einerseits lassen sich diese Einwände in der Weise produktiv verstehen, dass sie geradezu die Bedeutung der Möglichkeiten, seine Gefühle möglichst spontan und „echt“ zeigen zu können, für bedeutsam erachten, andererseits können sie nur als vorempirische Annahmen gelten, da sie den Subjekten keine eigene Antwort auf die Frage erlauben, inwieweit sie sich tatsächlich in ihren Wünschen äußern können bzw. diese Räume erhalten haben. Wenn

man keine essentialistische Position zu dieser Problematik einnimmt, die einen Menschen vorab mit echten und ursprünglichen Wünschen ausstattet, dann kann Authentizität nicht als eine formlose und normenfreie gedacht werden.

Anhand der Frage nach Authentizität lässt sich demnach sowohl die politische Dimension der Gefühlsnormierung beschreiben als auch die gesellschaftliche ‚Erdung‘ der sozialen Gefühle im städtischen Raum untersuchen. Hierbei kann als generelle These aufgestellt werden, dass je rigider eine (politische) Gefühlsnorm realisiert wird, desto stärker die Spontaneität der Gefühlsäußerungen einzelner bedroht ist, wie umgekehrt die stadtgesellschaftliche (Re-)Produktion von Gefühlsnormen dann die größten Freiräume für das Individuum eröffnet, wenn es eine flexible, plurale und liberale Handhabung der betreffenden Normen gibt. Rigide Gefühlsnormen zementieren Handlungsmuster und schränken den Gefühlshorizont ein. Darüber hinaus produzieren sie eine permanente Unsicherheit über die Authentizität der zum Ausdruck gebrachten Gefühle. Flexiblere Gefühlsnormen ermöglichen einerseits mehr Menschen sich in einem Stadtteil zu Hause zu fühlen, bewirken aber andererseits eine Art Konkurrenz, die darauf beruht, dass unterschiedliche Normen an einem Ort um die knappen Ressourcen der Repräsentation gegeneinander in Stellung gebracht und von den unterschiedlichen Normproduzenten benötigt werden, um sich emotional wiedererkennen zu können. Authentizität, so muss paradoxerweise formuliert werden, wird immer wieder neu erschaffen, selbst an jenen Orten, die sich in Außen- und Fremdperspektive als ‚traditionell‘ verstehen. „Authenticity speaks for the right of a city, and a neighborhood, to offer [...] paradoxically, both origins and new beginnings.“ (Zukin 2011: 26).

Weitergehende Studien zum Thema Städtetourismus haben darauf hingewiesen, dass die emotionale Motivation für die Wahl eines Urlaubsortes und auch für das Verhalten vor Ort durch die Suche nach möglichst unverfälschter und direkter, bedeutungsvoller und ‚authentischer‘ Erfahrung geprägt ist (Crouch 2011; Knudsen/Waade/Marit 2010; Olsen 2002). Die Bedeutung von Raum im Allgemeinen scheint für die moderne Suche nach dem verbleibenden Echten eine herausragende Bedeutung zu haben (Friedman 2010). Die Modernisierung des Individuums erfordert die soziale Konstruktion von Identitätsangeboten, die wesentlich durch die erfahrbaren, erinnerbaren und damit räumlich-zeitlich wahrnehmbaren Repräsentationen von Gefühlen erkennbar werden (Dear 1997). Oftmals wird dies in der Auseinandersetzung mit externen Blicken auf eine Stadt als Mechanismus des gefühlten oder angenommenen Ortsbezugs erst sichtbar. Dennoch ist das eigentliche Thema nicht unbedingt der Kontrast zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung, sondern der emotionale Bedeutungswandel, den eine Nachbarschaft oder eine Stadt als Ganzes erfährt. Diese urbanen Transformationen speisen sich einerseits aus den veränderten Gefühlshorizonten der

Bewohner oder andererseits aus einer veränderten Bewohner-/Besucher-/Benutzer-Struktur des betreffenden geographischen Raums. Die authentische Stadt ist deshalb eine, an der sich der Wandel von Städten besonders gut ablesen lässt, denn hier kündigen sich Veränderungen auf einer subtilen, individuellen und institutionellen Ebene an, die sich bevorzugt mit den Methoden der qualitativen Stadtforschung aufspüren lassen, da sie erst im späteren Verlauf auch sozialstatistisch und quantitativ in einer repräsentativen Weise umschlagen.

Die Authentizität des Ortes ist eine politische Ressource geworden, die jedoch nicht einer einzelnen sozialen Gruppe im Stadtteil gehört. Sie kann einer etablierten oder sich etablierenden Gruppe als Waffe dienen, um Veränderungen abzuwehren. Dies ist sicherlich der Fall, wenn damit unliebsame Zuwanderung verhindert werden soll. Der Stadtteil wird dann durch vereinzelt Objekte oder im Ganzen unter Denkmalschutz gesetzt (Brown-Saracino 2009). In der Regel handelt es sich dabei um soziale Gruppen, die über weiteres symbolisches Kapital (öffentliche Aufmerksamkeit, Verfahrenswissen) verfügen, um den Wandel des Stadtteils aufzuhalten (Murtagh/Graham/Shirlow 2008).

In benachteiligten Stadtteilen, in denen solche ‚starken‘ Gruppen fehlen, kann die Authentizität allerdings eher ein Nachteil für die dort ansässige Bevölkerung sein. Dort vollzieht sich paradoxerweise gerade durch die Suche nach Authentizität der Verlust derselben durch eine exotisierende, kommerzialisierende oder verkitschende ‚Aufwertung‘ durch bauliche und ökonomische Maßnahmen. Insbesondere das visuelle Erscheinungsbild und das ‚Gefühl‘ in diesen Stadtteilen stehen als Ausgangspunkt für einen solchen Prozess zur Diskussion. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um das Zusammenspiel von unterschiedlichen Akteuren und Institutionen, die eine gemeinsame Gefühlsnorm in der betreffenden Nachbarschaft realisieren wollen. Ausgangspunkt ist ein komplexes Verhältnis zwischen bereits vor Ort vorfindbaren Vorstellungen und Empfindungen und externen Akteuren, die aber nie ganz von außen kommen, sondern auf die eine oder andere Weise einen Ankerpunkt vor Ort haben (Gotham 2007). Zum Teil wird eine emotionale Umdeutung von Räumen angestrebt, wie dies etwa Osman für die Brownstone-Architektur in den USA beschrieben hat (2011), die nun als authentisch gelten und positiv emotional besetzt werden. Doch diese architektonische Neubewertung ist nur im Zusammenspiel mit einer weitergehenden emotionalen Neuinterpretation zu verstehen. Hierbei gilt die emotionale Neudefinition, Entwicklung und Innovation von sozialen Räumen als entscheidend. Diese Emotionalisierung des Urbanen bedeutet nicht zwangsläufig eine Entfremdung oder gar die Vertreibung der bis dato dort Wohnenden, wie dies in der besorgten Debatte um Gentrification angenommen wird. Vielmehr handelt es sich um einen Prozess, der ergebnisoffen ist und in der Regel eher einen vielschichtigen Wandlungsprozess zum Ergebnis hat. Der Wandel von der modernen

zur authentischen Stadt ist daher nicht linear beschreibbar, greift die vorhandene lokale Situation auf, fügt sich in diese ein und gestaltet sie jeweils unterschiedlich.

#### 4 Die Emotionalisierung Hamburgs

Illustrativ kann im Folgenden nur angedeutet werden, was einer systematischen, intensiven und primärquellenorientierten Untersuchung vorbehalten bleiben sollte, nämlich die Produktivität eines Paradigmenwechsels von einer funktional-strukturalistischen Top-down- oder einer konstruktivistisch-subjektivistischen Bottom-up-Stadtdanalyse hin zu einer die Produktion und Wirkung von urbanen Emotionen durch intermediäre Institutionen und Gefühlnormen fokussierende Stadtsoziologie auszuprobieren. Die Hansestadt Hamburg bietet sich dazu als Fallbeispiel besonders gut an, da es in Hamburg stärker als in anderen deutschen Städten eine politisch-planerisches Handeln legitimierende und motivierende Gefühlsnorm gibt. Das Credo von der ‚wachsenden Stadt‘ lässt sich möglicherweise mit Wachstumsidealen erklären, die einen rationalen Hintergrund haben, dennoch entspringt das Festhalten an einem ‚Wachstum‘ eher einem gewissen hanseatischen Selbstverständnis, einer tradierten Haltung, als lediglich als opportunistisch produzierte Motivierung bestimmter Stadtplanungsorientierungen verstanden werden zu können.

Die Geschichte Hamburgs lässt sich selbstverständlich in vieler Hinsicht lesen und verstehen. Der essentialistische Fehlschluss wäre dabei, die tradierten wie die aktuellen Selbstdarstellungen in irgendein kausales Verhältnis zu einem wie auch immer zu beschreibenden übergenerationellem „Selbstbild“ oder einer Art mentalen städtischen Charakteristik zu verklären, so als ob Städte geschichtliche Personen darstellen würden und sich die Entwicklung einer Stadt als eine Form des modernen Bildungsromans erzählen ließe. Auffallend ist vielmehr der Zusammenhang von bestimmten Narrativen in besonderen gesellschaftspolitisch-historischen Kontexten, in denen sie eine Funktion der Sinnstiftung für unterschiedliche Akteure haben können. Dies trifft für Hamburg zumindest für das Entstehen als eine Stadt des sich etablierenden Bürgertums des 19. Jahrhunderts im Kontext des verspäteten Nation Building und des deutschen Kolonialismus zu (Ruppenthal 2007). In diesem Kontext sind Selbstbeschreibungen entstanden, die eine Vorstellung von der Stadt nicht nur rational zu begründen suchten, sondern die eine bestimmte Gefühlslage in der Stadt zum Ausdruck bringen sollten. Mit der Idee Hamburgs als „Tor zur Welt“ (Amenda/Grünen 2008) im Kontext eines national-kolonialistischen Gesellschaftsmodells werden bestimmte Gefühle als Norm gesetzt, die es vorher in dieser Weise wahrscheinlich nicht gegeben hat

und die als Referenzrahmen andere, möglicherweise „schwierigere“ Gefühle (Trostlosigkeit, Einsamkeit, Verlassenheit, Verzweiflung, Apathie etc.) in Frage stellen, verdrängen oder als nicht-authentisch erscheinen lassen. Mit dem Narrativ des Tor-zur-Welt-Bildes von Hamburg geht ein ganzes Set von Gefühlen einher, die positiv bestätigt werden. Es ist offensichtlich, dass die Ingredienzien dieses Hamburger Gefühlscocktails teilweise an bereits vorhandene Vorstellungen über die Stadt anschließen müssen, teilweise auch durch allgemein sich im abstrakten Raum des Nationalstaates innovieren lassen. Letzteres darf man sich wiederum nicht als ein duales externes Implantat vorstellen, sondern als eine mental-emotionale Aktivität von Hamburgern, ihr Zuhause gefühlsmäßig neu zu verorten. Die modernen Gefühlsnormen Hamburgs sind daher auch die Basis für das Entstehen eines Nationalgefühls und stellen die emotionale Grundlage für die lokalgesellschaftliche Konstruktion der Globalisierung dar (Schubert 2009).

Emotionen haben für eine Stadtgesellschaft einen erheblich größeren sozialpsychologischen Orientierungswert als planerische Leitbilder; es lässt sich vielmehr sagen, dass Leitbilder eher einen von den Entscheidern wahrgenommenen (oder auch ignorierten) Konsens in der Stadtgesellschaft über sich selbst darstellen. Sie stellen im Kern aber nicht nur eine Neudefinition des Selbstbildes, eine Normierung der als authentisch zu erfahrenden Gefühle dar, sondern beinhalten auch eine Art Versprechen oder eine implizite Aussage zur weiteren Entwicklung der Stadt. Aus diesem Grund können sich Stadtplaner und Lokalpolitiker vielerorts trotz demographischen Wandels nicht einem Leitbild der schrumpfenden Stadt anschließen. Mit gleichem Spürsinn für die emotionalen Identifikationsbedürfnisse hat sich Hamburg als einzige Großstadt in Deutschland auf das Leitbild der „wachsenden Stadt“ festgelegt. Neoliberal (so Volkmann 2006) ist an diesem Leitbild nicht so sehr die sozialpolitische Funktion als emotionale Orientierungsnorm, sondern seine enggeführte Interpretation als Legitimation von Star- und Vorzeige-Architektur und Innenstadt-Aufwertung, wofür in vielerlei Hinsicht die Hafencity als Beispiel dienen kann. Die Umsetzung eines stadtplanerischen Konzepts in dieser Größenordnung ist für Hamburg ein seit dem Zweiten Weltkrieg einzigartiges Erlebnis, das nolens volens in erster Linie ein emotionales ist. Ohne Zweifel ruft ein solches Umbauprojekt erhebliche Gefühlslagen in einer Stadt hervor, die einen langen Transformationsprozess von der klassischen Hafen- und Industriestadt zur Dienstleistungsmetropole über Jahrzehnte hinweg sozialpsychologisch zu verarbeiten hat. In diesem Sinne war die seit den 1980er Jahren gewollte politische Neunormierung des städtischen Emotionshaushaltes – „Vom Schiff zum Chip“ (Cordes 1989) – als eine vielfältige Verunsicherung zu verstehen, in der dem explizit eingeführten Leitbild weniger eine direkte planerische Bedeutung zukommt als vielmehr die diffuse emotionale Unsicherheit mit einem Rationalisierungsangebot zu zähmen. Institutio-

nell wird dies in Hamburg vor allem am Wandel der Sozialdemokratie von einer Arbeiter- zu einer Großstadtpartei deutlich (Lohalm 1996).

Städtische Planung und Lokalpolitik funktionieren in diesem Sinne als Narrationskonstrukteure, mit denen aber nicht mehr die alle integrierende Erzählung von der Welt- und Hafenstadt gelingt, sondern in der sich Weglassungen und Leerstellen entdecken lassen, in der die Erfahrung und die Gefühle der „Überflüssigen“ (Bude/Willisch 2008) der neuen Dienstleistungsgesellschaft sich nicht in die schöne Welt der Hochsegment-Appartements spiegeln können. Der Hafen wird zur Kulisse, die Komplexität des Alltags auf der Straße verbleibt in der baulich subtil abgeschlossenen Wohn- und Touristengeografie des „post-urbanen“ Hamburgs (Dörfler 2011). Anstelle des modernen integrativen Gefühlskanons, in der auch widrige und ‚grelle‘ Emotionen einen bestimmten Raum hatten, ist die neue Hamburger Sozialgeografie im Kern auf eine Vermeidung eines solchen urbanen Erlebnisses von ‚abweichenden‘ Gefühlsäußerungen angelegt. Die Bezieher und Besucher dieser, im Sinne Zukins domestizierten, Ortes sind nicht an einer lokalen Ortsbindung in dieser Gefühlsintensität ausgerichtet (Menzl 2010), wie der politische Diskurs über die angebliche Renaissance der Städte in Europa suggeriert und damit nur die tiefgreifende Veränderung der Stadtgesellschaften emotional in den Kreisen der Architekten, Stadtplaner und der interessierten Öffentlichkeit absichert.

## 5 Das Beispiel St. Pauli

Anhand der Veränderungen im Stadtteil St. Pauli lässt sich der doppelte Prozess der Emotionalisierung erkennen, mit dem zunächst eine Gefühlsnorm eingeführt und dann als authentisch erfahren und schließlich verteidigt wird. Diese Emotionalisierung lässt sich in den makrogesellschaftlichen Umbruch Hamburgs als ökonomischer Transformations- und kultureller Pluralisierungsprozess einordnen, der sich durch eine veränderte gesellschaftliche und politische Institutionendefinition (Rolle der Parteien, Gewerkschaften, Kirchen etc.) auszeichnet, sich aber auch an der veränderten Bewohnerstruktur (durch Statusveränderungen und Mobilität) ablesen lässt. Konfliktsoziologisch zieht eine emotionsbezogene Stadtsoziologie die Ebene des gebauten, konstruierten und erlebten Stadtraums als ein symbolisches Feld der Konflikte zwischen unterschiedlichen Gefühlsnormen und ihren Repräsentanten mit ein.

St. Paulis besondere Funktion in der Hamburger Stadtgesellschaft kann in der Terminologie der Chicago School (s.o.) als ein Ort der „Zone of Transition“ bezeichnet werden. Hier sammelten sich nach dem Zweiten Weltkrieg vermehrt Menschen an, die auf günstigen Wohnraum angewiesen waren und die kein wei-

teres lokales Sozialkapital hatten, um sich andernorts eine Wohnung zu suchen oder zu unterhalten. Mit weitüberdurchschnittlichen Anteilen siedelten hier Einwohner der ersten „Gastarbeiter“-Generation an und konnte sich ein Milieu etablieren, dass noch Helmut Schmidt zu dem Ausspruch verleitete, dass ein echter Hamburger nicht auf die Reeperbahn gehe.

Als ehemalige Vorstadt hatte St. Pauli zur Hamburger Innenstadt einen externen Sozialraum entwickelt, der sich als Vergnügungsort bewusst ambivalent zu den bürgerlichen Gefühlsnormen Hamburgs entwickelte (Oehrlein 1928; Möhring 1965). Aus der Vergnügungsmeile wurde jedoch in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts ein „Fließband der Freuden“ (Sneeringer 2008). Die Auslagerung von bestimmten, die geordnete Gefühlswelt der Hamburger Stadtgesellschaft störenden Empfindungen und der dazu gehörenden Menschen, Räume und Institutionen kreierte eine Ausnahmewelt, die je nach politischer Haltung einmal repressiv unterdrückt oder aber liberal geduldet wurde. Die Reeperbahn dominierte dabei derart, dass eine lokale Identität in Abgrenzung zu dieser Straße der gefährlichen Gefühle und auch zur externen Stigmatisierung des Stadtteils entstand. Die Gefühlswelt der so Ausgeschlossenen und Sich-ausgeschlossen-Fühlenden führte zu einer Raumproduktion, in der einzelne Straßen (Dombrowski 2004), eine lebhaft Kneipenkultur und die Identifikation mit dem Fußballverein FC St. Pauli ein neues Gefühl für das Authentische des Stadtteils entstanden ließen.

Heute wird diese Gefühlswelt als die „echte“ angesehen, obwohl viele der Ansässigen nach dem Wiederaufbau oder erst mit der Einwanderung nach St. Pauli gekommen sind. Dies wurde vor allem durch Prozesse in den siebziger Jahren und den folgenden ausgelöst, in denen sich ein alternatives Milieu bildete mit dem Anspruch, das wahre Leben gegen die externen Kräfte des Immobilienhandels und der spätmodernen Stadtplanung zu verteidigen (Reichardt/Siegfried 2010). St. Pauli war aufgrund der emotionalen Exterritorialität für die besitzenden Hamburger als Wohn- und Lebensort nicht zugänglich und verkam sehenden Auges. In den klassischen Erklärungsansätzen der Gentrification-Theorien wird diese Phase als De-Investment bezeichnet. Der Begriff suggeriert eine Aufwertungsstrategie einzelner Akteure, bei der zunächst ein Verkommenlassen stattfindet, um danach günstig neubauen und investieren zu können, damit schließlich gewinnbringend Immobilien verkauft werden. Der Nachweis eines solchen kalkulierenden Handelns über Jahrzehnte hinweg dürfte aber zumindest für St. Pauli schwer fallen, auch wenn dies eventuell für große Wohnungsbaugemeinschaften und Immobilienhändler legitimer Weise vermutet werden kann. Entscheidender scheint jedoch zu sein, dass es in St. Pauli insgesamt kein nennenswertes Engagement von allen Seiten, auch nicht von den langjährigen Bewohnern, gegeben hat, den Stadtteil in der einen oder anderen Weise ‚aufzuwerten‘. Dies scheint

durch viele Faktoren erklärbar zu sein, die in einer unveränderten Gefühlsnorm der ‚echten‘ St. Pauli-Bewohner kumulieren.

Das alternative, zumeist von außen kommende, besser gebildete Milieu hat deshalb einen in erster Linie symbolischen Kampf um die Erhaltung der Hafenstraße geführt, der eine emotionale Bedeutung für die gesamte Gesellschaft erhielt und zu einem Kampf stilisiert wurde, in der „Alltagswelt“ und „Diskurs“ (Best/Strüver 2005) als Gegenpole konstruiert wurden. Dieser Konflikt wurde in erster Linie als ein emotionaler geführt, in denen Rituale der Gefühlsäußerungen auf Seiten der Demonstranten und Besetzer und der Diskreditierung derselben durch einen Kriminalitätsdiskurs (Lehne 1994) einer rationalen Konfliktbehandlung zunächst im Wege standen, dann sich aber einander ergänzten, rationalisierten und so zu einer Befriedung führten, die heute schon als „Modell“ (Flitner 2000) gepriesen wird. Der Kampf um die Hafenstraße war allerdings kein rational beginnender Konflikt, in dem sich grundsätzlich unvereinbare Interessensgegensätze gegenüber standen, was ja nur im Sieg oder in der Niederlage einer der beiden Seiten hätte enden können, sondern es war ein Konflikt um „Herzen und Köpfe“ (Borgstede 2010). Dabei wird übersehen, dass dieser Kampf ein doppelter war, der auch nach innen, also gegenüber den ‚echten‘ Anwohnern des Stadtteils geführt werden musste. Denen waren die Besetzer in vieler Hinsicht gefühlsmäßig lange fremd geblieben, auch wenn es interessengeleitete Koalitionen und geteilte Handlungsprogramme gab. Der wesentliche Unterschied bestand in dem erhofften und nachgestrebten Gemeinschaftsleben. Während die ‚echten‘ Stadtteilbewohner an bestimmten Orten (Kneipen, soziale Infrastruktur, Bürgersteig) miteinander Gefühle austauschen, hat das neue Milieu eine intimere, das Wohnumfeld einbeziehende Vergemeinschaftung praktiziert, die von den Akteuren heute teilweise als „dörflich“ beschrieben wird (Voigts 2010).

## 6 Das „neue“ St. Pauli

In unzähligen Medienberichten wird St. Pauli seit einiger Zeit als ‚erneuert‘ und verschönt dargestellt. Berichte in Fachzeitschriften der Architektur, Reiseführer, Tourismus- und Marketing-Produkte haben aus der ehemaligen Schmutzdecke Hamburgs eine attraktive Ausgehmeile, einen für viele Menschen angenehmen Stadtteil und einen Wohnort für neue Bewohnergruppen gemacht. St. Pauli „erfindet sich neu“, wie es in einem Beitrag im Hamburg-Magazin der Hamburg Marketing GmbH heißt: „Eine Liebe in Neonrot. St. Pauli ist mehr als das berühmteste Amüsierviertel Europas. Musiker, Theatermacher, Unternehmer: Alle wollen hierher, auf den Kiez, der sich derzeit wieder neu erfindet.“ (Wiegand 2007).



Abbildung 1: Getrennte Gefühlswelten. Foto: Autor.

Auffallend ist dabei nicht nur der eindeutige Appeal für die Kreativen und die Unternehmer in einem Atemzug, sondern vor allem die Beschwörung des Esprits des Neuen. Die „neuen Anfänge“ Zukins treten in einer Weise auf, in der wiederum andere Gefühlswelten des Stadtteils in den Hintergrund zu treten scheinen.

Im Gegensatz aber zur ersten Emotionalisierung des Stadtteils durch die Alternativkultur wird dieser Prozess nun nicht konfrontativ durchgeführt. Vielmehr wird über die bauliche Veränderung im Raum mit der zeitgleichen Neudefinition des Stadtteils eine Transformation eingeleitet, in der emotionale Bestände der beiden anderen Gefühlswelten (alternativ, ‚echt‘) integriert werden, dabei jedoch wiederum einer Beeinflussung unterliegen. Der Wandel zum ‚neuen‘ St. Pauli verdankt sich zum Teil finanzstarken Investoren, die hier nun die politische Konstellation der 2000er Jahre für sich genutzt haben, in der das Höchstgebotsprinzip einen weitergehenden Einfluss des Senats bei der Neugestaltung von zu veräußernden Flächen und Beständen außer Kraft gesetzt hat. Symbolisch deutlich wird dies schon durch den Bau der drei Hochhäuser mit Flussblick. Diese

haben in dem Stadtteil eine Architektur etabliert, die weitgehend abgeriegelte und auf sich selbst bezogene Wohninseln geschaffen hat. Das neue St. Pauli-Gefühl legt es eben nicht nahe, sich mit anderen Bewohnergruppen emotional im Sinne einer geteilten Empathie zu begegnen, sondern es kultiviert die Distanz.



Abbildung 2: Vermarktbarkeit einer Stadtlandschaft, Park Fiction. Foto: Autor.

Der Blick aus den Hochhäusern (Jaeger 2008) kommt von oben, distanziert zum Gewusel der vielen kleinen Straßen, das er von der Erdgeschossenebene durch große Glasfassaden zugleich einfängt und außen vor hält.

So wird für die nächste Generation des St. Pauli-Gefühls eine Form des Ästhetisierung und Visualisierung bedeutsam, in der die anderen Gefühlswelten zur wichtigen Kulisse werden und in der die ‚Authentizität‘ durch die Etablierung von Blickregimen und nicht mehr durch individuelle Interaktion konstruiert wird. Insofern dieses emotionale Bedürfnis befriedigt wird, obsiegt es auch gegen rationale Verwertungsstrategien der Immobilienbranche. Dies wird am Beispiel von ‚Park Fiction‘ deutlich, bei dem durch die Anlage eines Parks mit Flussblick und einer angenehmen Aufenthaltsqualität ein Wohngebäude durch Bürgerprotest verhindert wurde. War ‚Park Fiction‘ nach bestehendem Muster ein Konfliktthema wie die Renovierung der Hafensstraße, so setzte sich die Idee eines partizipativ geplanten Parks vor allem deshalb durch, weil er sich auf Anhub als ein Vorzeigeprojekt für eine anspruchsvolle Gestaltung, als „Bühne“ (Zöch 2007) und als vermarktbarer Blickfang inszenierte. Durch die Bürgerbetei-

ligung war eine auf Dauer angelegte gefühlte Identifikation vieler Stadtteilbewohner sichergestellt worden, wie andererseits die Einbeziehung von Künstlern und deren Nutzung des Projekts für die eigene Reputation in der internationalen Kunstwelt den Wiedererkennungseffekt und damit ein Wohlfühlelement für die Kreativ- und Kulturtouristen gewährleistete.



Abbildung 3: Die Reeperbahn wird kontrolliert, ästhetisiert und reproduzierbar als Marke. Foto: Autor.

Diese zweite Emotionalisierung St. Paulis bedeutet einerseits, dass eine neue Gefühlsnorm etabliert wird, die vor allem Gefühle des Sich-wohl-Fühlens, Entspannens und der guten Laune kultiviert, die aber andererseits auch eine neue Logik beinhaltet, da sie Gemeinsamkeiten mit anderen Mitmenschen durch repräsentative und visuelle Wiedererkennung jenseits eines darüber hinaus verpflichtenden Gemeinschaftsgefühl herzustellen trachtet. St. Pauli wird zu einem Bekenntnis, etwa durch das Verwenden des Logos des FC St. Pauli oder das Aufhängen der Clubflagge (Weisener 2008). Mit dieser Codierung des Stadtraums nach visueller Repräsentanz ermöglicht sich eine Vermarktung des ‚Authentischen‘, bei der wie bei der Reproduktion von Kunstwerken, wie Walter Benjamin schon beobachtete, die Aura des Ursprünglichen verloren geht (2010 [1936]).

Die Reproduzierbarkeit wird durch eine erhöhte Kontrollierbarkeit von Räumen und Menschen erreicht, die durch vielfältigen Einsatz von Sicherheitstechnik und -personal bewirkt wurde. St. Pauli wird dadurch im öffentlichen Raum emotionssteril und zu einem Ort, an dem Ansässigen Platzverweise erteilt werden können, wenn sie sich etwa auf den Fußboden vor Hotels setzen. Doch die Konsequenzen sind weitreichender. Der Effekt ist eine Entfremdung sowohl der alternativen und ‚echten‘ Bewohner von St. Pauli, wie es in der Dokumentation „Empire St. Pauli“ sehr deutlich wird (Bude/Sobczak 2009). Hierbei wird auch die Schwierigkeit deutlich, emotional auf diesen Prozess zu reagieren und bestehende Gefühlsnormen zu verteidigen. Bezeichnenderweise referieren die Anti-Gentrification-Gruppierungen auf die Theorie des „Rechts auf Stadt“, die Henri Lefèbvre als Reflektion der 1968er Bewegung geschrieben hat (Purcell 2002). Damit geht die Protestbewegung am wesentlichen Unterschied zur ersten Emotionalisierung vorbei, bei dem Ritual der Abwehr externer Normenkontrollierung erfolgreich sein konnte, nämlich der Verlagerung der Normenkonflikte in die unterschiedlichen Räume des Stadtteils und in die Subjekte und ihren Emotionshaushalt hinein. Vielleicht ist deshalb mehr die Entfremdung als die Verdrängung, die mit Berechtigung im Zentrum des politischen Handelns der Aktivisten steht (Stock 2011), das eigentliche Problem im ‚neuen‘ St. Pauli.

## 7 Diskussion

Mit dem Beispiel St. Pauli wird deutlich, dass eine Betrachtung städtischen Wandels eine Perspektive in der Stadtsoziologie ermöglicht, mit der unterschiedliche Aspekte der komplexen Verhältnisse der Stadtgesellschaft ins Auge gefasst werden können. Erkennbar wird der Kontext von makrogesellschaftlichen Entwicklungen, institutioneller Vermittlung und individueller Verortung in einem umfassenden Sinne. Identifizierbar wird andererseits aber auch, dass es einen beschreibbaren Wandel in Stadtteilen gibt, der je nach soziefunktionaler Geographie zur Ausprägung unterschiedlicher Gefühlswelten führt. Die Fokussierung auf die Untersuchungsebene der lokalisierten Gefühlsnormen hilft dabei zu analysieren, in welcher Weise sich unterschiedliche Normen durchsetzen, abgelöst werden und sich eventuell vermengen.

Dabei ist nicht von einem schematischen Prozess auszugehen, bei dem es immer zu Konflikten oder zu einer Angleichung von Gefühlswelten in einem Stadtteil kommt. Dies ist schon deshalb nicht zu erwarten, weil jeweils nicht nur andere Gefühlssemantiken durch die vorherrschenden Normen transportiert werden, sondern weil sich auch die Normierungslogik ändern kann und wie im Fall des ‚neuen‘ St. Paulis in einer stärkeren Normenrigidität äußert. Emotionalität ist

an dieser Stelle ein besseres Forschungsobjekt, da die emotionale Reaktion auf Vorgänge im Nahbereich eines Stadtteils oftmals unmittelbare Reaktionen hervorruft und entstandene Verunsicherungen durch die Wahrnehmung des städtischen Wandels durch Emotionen erkennbar werden, bevor sie sich diskursiv in die eine oder andere Weise rationalisieren.

Städte kennzeichnen sich durch das Fortbestehen von Umwelten, die die Biografie überdauern und die sich gleichzeitig schneller verändern können als diejenigen, die sie einst maßgeblich konstituierten. Die individuelle Anpassungsleistung und die kreative Gestaltung von Situationen, in denen Stadtbewohner sich wiederfinden, erfordern einen emotionalen Balanceakt zwischen dem Bisherigen und dem Neuen. Damit repräsentiert die Stadt ein Grundthema der Moderne, die Suche nach dem Authentischen. Emotionen ermöglichen dabei die grundlegende Orientierung und sind zugleich die gesellschaftliche Brücke in die besondere soziale und politische Konstellation der jeweiligen Stadtgesellschaft im Kontext einer sich wandelnden Welt.

## Literatur

- Amenda, Lars/Grünen, Sonja (2008): „Tor zur Welt“. Hamburg-Bilder und Hamburg-Werbung im 20. Jahrhundert. In: *Hamburger Zeitspuren*. Heft 5. 8-98.
- Beauregard, Robert A. (2008): *Theorizing the City*. In: *Annals of the Association of American Geographers*, 98. Heft 1. 239-242.
- Benjamin, Walter (2010 [1936]): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Best, Ulrich/Strüver, Anke (2005): *Stadtviertel in Bewegung. Diskurs und Alltagsmacht in Hamburg-St. Pauli und Berlin-Kreuzberg*. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde*. Heft 4. 457-482.
- Bischoff, Joachim (2006): *Zukunft des Finanzmarkt-Kapitalismus. Strukturen, Widersprüche, Alternativen*. Hamburg: VSA.
- Borgstede, Simone (2010): *Der Kampf um die Herzen und Köpfe der Menschen. St. Pauli Hafensstraße, 1981 bis 1987*. In: *Das Argument*. Heft 6. 849-859.
- Brown-Saracino, Japonica (2009): *A neighborhood that never changes. Gentrification, Social Preservation and the Search for Authenticity*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hrsg.) (2008): *Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bude, Irene/Sobczak, Olaf (2009): *Empire St. Pauli. Von Perlenketten und Platzverweisen*. Dokumentarfilm. Hamburg: GWA St. Pauli.
- Cordes, Peter (1989): *Vom Schiff zum Chip. Industriepark Hamburg im Wandel*. Hamburg: Handelskammer Hamburg.
- Crouch, David (2011): *Re-investing Authenticity. Tourism, Place and Emotion*. In: *International Journal of Heritage Studies*. Heft 1. 94-95.
- Dear, Michael (1997): *Identity, Authenticity and Memory in Place-Time*. In: Pile, Steve/Keith, Michael (Hrsg.): *Geographies of Resistance*. London/New York: Routledge. 219-235.
- Dörfler, Thomas (2011): *Antinomien des (neuen) Urbanismus. Henri Lefebvre, die HafenCity Hamburg und die Produktion des posturbanen Raumes. Eine Forschungsskizze*. In: *Raumforschung und Raumordnung*. Heft 2. 91-104.
- Dombrowski, Julia (2004): *Die Talstraße. Ort und Identität im Hamburger Hafenviertel St. Pauli*. In: *EthnoScripts*. Heft 1. 92-109.
- Engels, Friedrich (1970 [1845]): *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. In: *Marx-Engels-Werke*, Bd. 2., Hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Berlin: Dietz: 225-506.
- Flam, Helena (2002): *Soziologie der Emotionen. Eine Einführung*. Konstanz: UVK.
- Flitner, Hugbert (2000): *Kleinkrieg zwischen Staat und Bürgern. Die Hafensstraße in Hamburg. Modell einer Konfliktbeilegung*. In: *Das Parlament*. Heft 40. 14.
- Friedman, Avi (2010): *A Place in Mind. The Search for Authenticity*. Montreal: Véhicule Press.
- Gerhardt, Uta (2000): *Ambivalent Interactionist. Anselm Strauss and the "Schools" of Chicago Sociology*. In: *The American sociologist*. Heft 4. 34-68.
- Gotham, Kevin Fox (2007): *Authentic New Orleans. Tourism, Culture, and Race in the Big Easy*. New York: New York University Press.
- Hennig, Eike (2012): *Chicago School*. In: Eckardt, Frank (Hrsg.): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: Springer VS. 95-124.
- Jaeger, Falk (2008): *Unterwegs. Empire Riverside Hotel in Hamburg. Eine Nacht in St. Pauli*. In: *Baumeister. Zeitschrift für Architektur*. Heft 5. 22-23.
- Kemper, Jan/Vogelpohl, Anne (Hrsg.) (2011): *Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte. Zur Kritik einer "Eigenlogik der Städte"*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Knudsen, Timm/Waade, Britta/Marit, Anne (Hrsg.) (2010): *Re-Investing Authenticity. Tourism, Place and Emotions*. Bristol/Buffalo: Channel View Publications.

- Lehne, Werner (1994): Der Konflikt um die Hafestraße. Kriminalitätsdiskurse im Kontext symbolischer Politik. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Lohalm, Uwe (Hrsg.) (1996): Arbeiterpartei und Großstadtpolitik. Zum Wandel der SPD in Hamburg im 20. Jahrhundert. Hamburg: Ergebnisse Verlag.
- Menzl, Marcus (2010): Reurbanisierung? Zuzugsmotive und lokale Bindungen der neuen Innenstadtbewohner. Das Beispiel der HafenCity Hamburg. In: Dittrich-Wesbuer, Andrea/Knapp, Wolfgang/Osterhage, Frank (Hrsg.): Postsuburbanisierung und die „Renaissance der (Innen-)Städte“. Neue Entwicklungen in der Stadregion. Detmold: Rohn. 123-140.
- Möhring, Paul (1965): Das andere St. Pauli. Kulturgeschichte der Reeperbahn. Hamburg: Matari.
- Murtagh, Brendan/Graham, Brian/Shirlow, Peter (2008): Authenticity and stakeholder planning in the segregated city. In: Progress in planning. Heft 2. 41-92.
- Nullmeier, Frank (2006): Politik und Emotion. In: Schützeichel, Rainer (Hrsg.) Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze. Frankfurt am Main/New York: Campus. 84-103.
- Oehrlein, Ernst (1928): Miese von der Reeperbahn. Hamburger Sittenbild. Hamburg: Oehrlein.
- Olsen, Kjell (2002): Authenticity as a concept in tourism research. The social organization of the experience of authenticity. In: Tourist Studies. Heft 2. 159-182.
- Osman, Suleiman (2011): The invention of brownstone Brooklyn. Gentrification and the search for authenticity in postwar New York. Oxford: Oxford University Press.
- Purcell, Mark (2002): Excavating Lefebvre. The right to the city and its urban politics of the inhabitant. In: GeoJournal. Heft 2-3. 99-108.
- Reichardt, Sven/Siegfried, Detlef (Hrsg.) (2010): Das alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa, 1968 – 1983. Göttingen: Wallstein-Verlag.
- Ruppenthal, Jens (2007): Kolonialpolitik der Metropolen? Berlin und Hamburg im Kampf um die koloniale Kompetenz. In: Historische Mitteilungen. Heft 20. 140-173.
- Scherke, Katharina (2008): Editorial. Soziologie der Emotionen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Heft 2. 3-18.
- Schubert, Dirk (2009): Seehafenstädte als Vorreiter der Globalisierung. Pfadabhängigkeiten der Hafen- und Stadtentwicklung in Hamburg und London. In: Roth, Ralf (Hrsg.): Städte im europäischen Raum. Verkehr, Kommunikation und Urbanität im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner. 107-138.
- Simmel, Georg (1995 [1903]): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Kramme, Rüdiger/Rammstedt, Angela/Rammstedt, Otthein (Hrsg.): Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Band I. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 116-131.
- Sneeringer, Julia (2008): „Fließband der Freuden“. Die Vermarktung Hamburgs und der Reeperbahn in den 1950er und 1960er Jahren. In: Zeitgeschichte in Hamburg. Nachrichten aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) 2007. 41-56.
- Stock, U. (2011): St. Pauli. Ein Stadtteil kämpft gegen seinen Umbau. In: Die Zeit. Heft 28. 20-21.
- Tajbakhsh, Kian (2001): The Promise of the City. Space, Identity, and Politics in contemporary social thought. Berkeley: University of California Press.
- Thomas, William Isaac (1965 [1925]): Person und Sozialverhalten. Hrsg. von Edmund Volkart. Neuwied: Luchterhand.
- Voigts, Hanning (2010): „Wir holen das Dorf in die Stadt“. In: Hinz u. Kunzt. Das Hamburger Straßenmagazin. Heft 211. 24-25.
- Volkmann, Rainer (Hrsg.) (2006): Erfolgsmodell „Metropole Hamburg – Wachsende Stadt“? Ein neoliberales Leitbild und seine Folgen. Hamburg: VSA.
- Weber, Max (2000 [1921]): Die Stadt, MWS I/22-5. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weisener, Götz (2008): Vom Mythos zur Marke. Am Beispiel der Fußball-„Hölle“ von St. Pauli. In: Hebbel-Seeger, Andreas/Förster, Jörg (Hrsg.): Eventmanagement und Marketing im Sport. Emotionale Erlebnisse und kommerzieller Erfolg. Berlin: Erich Schmidt Verlag. 38-43.

- Wiegand, Ralf (2007): Eine Liebe in Neonrot. St. Pauli ist mehr als das berühmteste Amüserviertel Europas. Musiker, Theatermacher, Unternehmer: Alle wollen hierher, auf den Kiez, der sich derzeit wieder neu erfindet. In: Hamburg. Das Magazin aus der Metropole. Heft 5. 10-15.
- Zöch, Peter (2007): Plätze und Parks. Der Spielbudenplatz in Hamburg. In: Garten + Landschaft. Heft 11. 24-27.
- Zukin, Sharon (2011): Naked city. The death and life of authentic urban places. Oxford: Oxford University Press.